Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 2.1. Bromberg, den 2. Dezember 1925.

Die Siegerin.

Roman von Hans Schulze-Soran.

(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Herr Rasmus zu sprechen?"
Mit diesen Worten trat Leutnant von Schmettau, ohne den Einspruch der Wirtin Kurts zu beachten, säbelrasselnd in den engen Korridor.

„Herr Rasmus hat sich jede Störung bis zum Abend verbeten!" wisperte das alte Weibchen, doch schon hatte sie der junge Offizier mit sanfter Gewalt beiseite geschoben und stand im nächsten Moment im Zimmer des Freundes. — —

„Schmettau, du — —?

Schlaftrunken fuhr Kurt von seiner Bettstatt auf.

„Ja, ich bin es selbst!" versetzte der Leutnant. „Verzeih' diesen stürmischen Überfall, doch ich hab' ein Anliegen, das keinen Aufschub duldet!"

„Um Himmelswillen, Fritz, was ist denn geschehen!"

„Ja, mein Gott, Kurt, lebst du denn in einer anderen Welt? Weißt du gar nicht, daß Käthe todkrank darnieder liegt, am Typhus —"

Mit einem jähen Ruck stand Kurt plötzlich auf den Füßen.

„Käthe — am Typhus — —"

Unwillkürlich tastete er nach der Brusttasche seines Rockes, seit zwei Tagen trug er da bereits den Rohrpostbrief Lottes mit sich herum, den er noch immer nicht zu öffnen gewagt hatte.

„Heute morgen telephonierte Lotte nach der Kriegsakademie", begann Schmettau von neuem, „und bat mich, sie um 1 Uhr am Goldfischteich zu erwarten, da sie mir wichtige Mitteilungen zu machen hätte, die sie nicht telephonisch erledigen könnte! Ich war natürlich zur festgesetzten Stunde im Tiergarten, und wir hatten eine lange Unterredung! Lotte sah zum Erbarmen aus! Sie weiß sich nicht mehr ein und aus! Alles um sie her wankt! Mutter und Schwester krank, dazu das Pensionat von der Behörde wegen Ansteckungsgefahr geschlossen — das alles, sagte sie mir, habe sie dir sofort brieflich mitgeteilt und dich um Rat und Beistand gebeten, aber du, Kurt, hättest es nicht einmal der Mühe wert gehalten, ihr auch nur mit einem Worte auf ihre verzweifelten Zeilen zu antworten!"

In ausbrechender Entrüstung stieß Schmettau seinen Säbel scharf auf den Fußboden.

„Wie soll ich das von dir verstehen, Kurt —?"

Eine lange Pause entstand.

In verbissenem Schweigen starrte Kurt vor sich ins Leere.

Aus einer unteren Etage klang ein Klavier, ein Kind übte ungeschickt den Pariser Einzugsmarsch.

Dazwischen klingelten von Moabit die elektrischen Bahnen herüber.

Dann hörte man wieder nur das taktmäßige abgerissene Trommeln der Marschmelodie, begleitet von dem gereizten, scharfen Zählen einer unmelodischen Frauenstimme.

Endlich stand Kurt langsam von seinem Stuhle auf und reichte Schmettau Lottes uneröffneten Brief.

„Da hast du eine Erklärung meines Schweigens", sagte er in schroffem Tone, „wenn du sie als eine solche annehmen willst! Ich habe Lottes Brief von vorgestern noch nicht gelesen."

In maßlosem Erstaunen sah der Leutnant zu dem Freunde empor.

„Ja aber Kurt, was soll denn das bedeuten! Bist du krank oder —"

„Hast du deinen Verstand verloren?" vollendete Kurt mit schneidender Ironie. „Das wolltest du doch wohl sagen, Fritz! Nicht wahr? Und damit dürftest du auch annähernd das Richtige getroffen haben!"

In einer plötzlichen Gereiztheit, wie in einer Ekstase, hob er die Arme, als suchte er jemand, an dem er sich für all sein Leid und Unglück rächen könnte.

Seit zwei Tagen bereits harrte er auf einen Gruß, eine einzige Zeile von der Hand jenes Weibes, das er in so verzweifelten Worten um ein Bekenntnis ihrer Liebe angefleht hatte.

Und immer wieder war der Postbote mit leeren Händen gekommen.

In diesen zwei kurzen Tagen war er vergessen, beiseite geschoben worden; wo er an Liebe, an eine große Leidenschaft geglaubt, da war nur kleinliche Berechnung und kalte Selbstsucht gewesen, die der ersten Prüfung schmählich erlegen war.

„Ich bin verrückt. Fritz!" stieß er schließlich zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor. „Ich bin wahnsinnig! Nenn' es, wie du willst. Ich bin fertig!"

Und mit lautem Stöhnen, wie aus einer verzweifelten Überzeugung heraus, wiederholte er noch einmal:

„Ich bin fertig, Fritz, vollständig fertig!" —

„Kurt!"

In ehrlicher Ergriffenheit legte Schmettau seine Hände auf den Arm seines Freundes.

„Ich sehe es, Kurt, du bist wirklich krank! Willst du dich dann aber nicht mir anvertrauen? Du weißt, ich bin dein Freund! Ich will dir ja gern helfen, wenn es irgend in meiner Macht steht!"

Kurt bewegte schwer den Kopf.

„Es ist alles tot in mir, Fritz, tot und leer! Ein förmlicher Bankrott, dem ich ratlos gegenüberstehe! Mir kann niemand helfen!"

„Auch Lotte nicht, Kurt?"

Wie von einem Peitschenhieb getroffen, fuhr Kurt in die Höhe.

„Sprich mir von allem andern, Fritz, nur von Lotte nicht! Ich empfinde es wie ein Verbrechen, wenn ihr Name überhaupt noch im Zusammenhange mit dem meinen genannt wird!"

Ein jähes Zittern flog plötzlich über sein Gesicht.

„Wenn ihr alle wüßtet, wie schlecht ich bin, wie ich mich manchmal selbst verachte!" — —

Der junge Offizier richtete sich straffer empor, ihm fehlte am letzten Ende für diese Verzweiflung des Freundes das Organ; in seiner geraden, ehrlichen Sinnesart sah er in ihr nur ein schlaffes, seelisches Sichgehenlassen, das er als einen schimpflichen Verrat an Lotte empfand.

„Ich weiß nicht", sagte er in schroffem, fast feindseligem Tone, „was du auf dem Gewissen hast, Kurt, ich will es auch nicht wissen! Ehe du dich aber in einer so haltlosen Weise deinen Stimmungen hingibst, hast du meinem Gefühle nach zunächst deinen Pflichten zu genügen, in erster Linie der Pflicht gegen das Mädchen, das dir bisher auf das engste verbunden war; das dir glaubt und vertraut und deines Trostes und Beistandes bedarf! Darüber kommst du mit Phrasen und Verzweiflungsposen nicht hinweg! Dein Verhalten gegen Lotte ist eine feige Fahnenflucht, die ich dir nie und nimmermehr zugetraut hätte!"

„Fritz, wäge deine Worte!"

In den Augen Kurts zuckte es unheilverkündend auf, doch Schmettau achtete seiner drohenden Haltung nicht.

„Ich weiß sehr wohl, was ich sage, Kurt!" fuhr er mit erhobener Stimme fort: „Und ich sage es mit voller Absicht! Ich finde dein Benehmen gegen Lotte empörend, einfach empörend. Und trotz allem hatte Lotte für dich heute mittag nur Worte der Liebe, der Entschuldigung! Wenn du sie heute gesehen hättest, Kurt, weiß Gott, du würdest dich rasch wieder zu ihr zurückgefunden haben!" — —

In ratloser Entschlossenheit senkte Kurt den Kopf.

In der raschen Wandelbarkeit seiner komplizierten Natur war die Erinnerung an Lotte, alle anderen Vorstellungen unterdrückend, plötzlich wieder in den Mittelpunkt seines Denkens gerückt worden.

„Was verlangt Lotte von mir!" fragte er endlich leise. „Rate mir, Fritz, was ich tun soll!"

„Vor allem wünscht sie dich persönlich zu sprechen!" war die Antwort. „Um mit dir über die Zukunft zu beraten! Und wohl auch, um dich überhaupt einmal wiederzusehen! Sie hat sich für heut abend auf eine kurze Stunde freigemacht und will dich, wenn du abkömmlich bist, um acht Uhr in eurem Café am Magdeburger Platz erwarten!"

Schmettau war bei den letzten Worten aufgestanden und ganz nahe zu Kurt herangetreten.

„Geh' zu ihr, Kurt," bat er eindringlich, „was auch zwischen euch stehen mag! Ich glaube, Lotte ist imstande, sich ein Leid anzutun, wenn du dich von ihr abwendest! Darum bezwinge dich! Versprich es mir! Und erfülle ihren Wunsch!"

Einen Moment lang zauderte Kurt, dann aber besiegten ihn die bittenden Augen.

Mit festem Druck lag seine Rechte in der Hand des Freundes.

„Ich werde Lotte um die gewünschte Stunde zur Verfügung stehen!" —

* * *

Es regnete noch immer in Strömen, als Kurt gegen Ende der achten Stunde die Konditorei am Magdeburger Platz betrat.

Ein süßlicher Geruch von Bäckerwaren und nassen Regenschirmen hing feuchtdumpf in dem kleinen, engen Lokal.

Kurt nickte dem blassen Ladenfräulein mit flüchtigem Gruß zu und nahm dann sogleich seinen Weg nach dem altgewohnten Hinterzimmer.

Hier war es schon so finster, daß er im ersten Augenblick kaum die nächsten Gegenstände unterscheiden konnte; trotzdem lehnte er das Anerbieten der freundlichen, dicken Konditorfrau, Licht zu machen, vorläufig ab.

Gerade das ungewisse Halbdunkel des kleinen Gemachs schien ihm seiner momentanen Stimmung am besten angepaßt; auf einmal fürchtete er sich fast, Lotte in heller Beleuchtung entgegentreten zu müssen.

So ließ er sich denn auf dem alten zerrissenen Ecksofa nieder und bestellte eine Tasse Kaffee.

Durch das schmale, hohe Fenster neben dem Ofen ging der Blick auf einen langen, engen Hof, auf dem bereits eine einsame Laterne brannte.

Ein weißlicher Lichtschein fiel schräg durch die trüben Scheiben und malte unruhige, krause Flecke auf die schmutzigen Dielen des ausgetretenen Fußbodens. — —

Jetzt wurde die Ladentür hastig aufgestoßen und eine weibliche Gestalt erschien auf der Schwelle.

Lotte!

Ein paar Herzschläge lang standen sie sich stumm, unschlüssig gegenüber, als sei mit den Tagen der Trennung eine unsichtbare Wand zwischen ihnen gewachsen.

Dann aber neigte sich Kurt zu dem Mädchen herab und küßte sie auf die windkühlen Lippen.

Sie ließ ihn still gewähren in einem müden süßen Genießen, als ob sie sich scheue, diesen so heiß ersehnten Moment abzukürzen.

Und plötzlich schossen ihr die Tränen in die Augen und sie flüsterte mit zuckendem Munde:

„Ich danke dir, Kurt, daß du gekommen bist! Ich bin ja so glücklich, daß ich dich wiederhabe!"

Es lag ein solcher Ton von Liebe in ihren leise gestammelten Worten, daß Kurt unwillkürlich eine brennende Schamröte in die Schläfen stieg.

Auf einmal stand er wieder so ganz unter dem zwingenden Bann von Lottes Persönlichkeit, daß er sich selbst nicht begriff, wie er jemals dies grenzenlose Vertrauen so schmählich zu täuschen vermocht hatte.

Und nun fühlte er die Tränen des Mädchens auf seinen Wangen und seine alte Liebe schwoll plötzlich wie ein Strom im Frühlingswehen.

Mit zärtlicher Sorgfalt nahm er ihr das regenfeuchte Jackett ab und führte sie zu seiner Sofaecke.

Dann saßen sie lange eng aneinander geschmiegt in seligem Schweigen, einzig erfüllt von dem großen Glücksgefühl des Zusammenseins.

Das Herz war ihnen beiden voll, geraume Zeit wagte keines ein lautes Wort, wie aus Angst, die köstliche Stille dieser Stunde zu entheiligen.

Erst als das Ladenfräulein das Gas ansteckte, begann Lotte zu sprechen und von den traurigen Ereignissen daheim zu berichten.

Sie fragte nicht, was Kurt in der Zwischenzeit getrieben, warum er so lange geschwiegen, sie dachte nur an das eine, daß sie ihn wieder hatte, daß nun auf einmal alles wieder war wie einst.

„Ich weiß gar nicht, Kurt", sagte sie, „wie anders ich plötzlich meine ganzen Lebensverhältnisse ansehe! Über alles, was mir heute morgen noch unbegreiflich schien, bin ich jetzt völlig ruhig, seit ich dir mein Herz ausgeschüttet habe! Es liegt doch ein großer Trost in einer solchen Aussprache!"

Kurt nickte zustimmend.

„Ein Mensch für sich allein, Lotte, ist ein Nichts, zwei sind die Welt!"

Arm in Arm traten sie nach Verlauf einer Stunde aus der Konditorei wieder ins Freie und gingen nach der Apotheke in der nahen Potsdamer Straße, wo Lotte für die Schwester noch eine Arznei abholen wollte.

Eintönig rauschte ihnen der Regen auf den aufgespannten Schirm und jagte ihnen zuweilen einen feuchten Gruß in Gesicht und Nacken.

Doch die beiden jungen Menschen achteten nicht der alles durchdringenden Nässe.

Glücklich wie zwei Kinder machten sie in der Apotheke ihre Besorgung und bummelten dann noch bis zur Potsdamer Brücke hinab, hier und da vor einem der hellerleuchteten Schaufenster stehen bleibend, bis mit dem Glockenschlage neun allenthalben die Rolljalousien über die glänzenden Auslagen herabrasselten und der ganze Charakter der Straße sich dadurch mit einem Schlage veränderte.

„So könnte ich mit dir die ganze Nacht hindurchwandern, Kurt!" sagte Lotte, als sie endlich wieder auf den Magdeburger Platz einbogen. „Es ist mir noch nie so schwer geworden, mich von dir zu trennen, als gerade heute abend."

Auf einmal war das heimliche Bangen, aus dem heraus sie morgens an Schmettau telephoniert, wieder in ihr mächtig geworden, ein bestimmtes Empfinden, wie wenn ihr an diesem Abend noch irgendein Unheil drohe und er der letzte sein sollte, an dem ihr der Geliebte noch einmal ganz zu eigen war.

Sie wußte sich selbst nicht über ihre hellseherische Ahnung Rechenschaft zu geben, die langsam zu einer atembeklemmenden Qual in ihr aufwuchs.

Mit angstvollen Blicken sah sie zu ihrem Begleiter auf, als ob sie sich das Bild der geliebten Züge wie eine letzte Erinnerung einprägen müßte.

„Küsse mich, Kurt!" bat sie plötzlich, sich leidenschaftlich an ihn herandrängend. „Nur einmal noch, nur ein einziges mal!"

Sie waren zu dem kleinen Schmuckplatz vor der Markthalle des Westens hinübergegangen und flüchteten sich hier in den Schutz einer dichten Akaziengruppe.

Eine große heimliche Stille war rings um sie her.

Nur zuweilen fegte ein Windstoß durch die verödeten Anlagen und trieb welke Blätter über den aufgeweichten Kies der schmalen Promenadenwege.

„Kurt, hast du mich noch lieb, wirklich und wahrhaftig lieb?"

Fast wider ihren Willen war Lotte diese Frage entfahren.

Als er einen Moment lang zu zögern schien, wiederholte sie noch einmal dringlicher, flehentlicher:

„Sag' es mir, Kurt, daß du mich lieb hast!"

„Lotte! Ja, ich hab' dich lieb, nur dich allein!"

Er glaubte in diesem Augenblick selbst an seine Worte.

Mit geschlossenen Augen und geöffneten Lippen hing das Mädchen in seinen Armen.

Es war ihr wie ein Fieber, wie ein Taumel, in dem sie hätte verharren mögen, so lange noch Lebens- und Liebeskraft in ihr war.

Und dann auf einmal kam die Reaktion.

Ihr Kopf sank schwer zurück, sie schlug die Hände vor das Gesicht und weinte. — —

Schweigend ging sie weiter.

Ein weicher, schwermütiger Zug lag um die Augen des Mädchens.

Der Rausch war zu Ende, langsam trat die Wirklichkeit wieder in ihre Rechte.

Jetzt standen sie vor der Haustür in der Steglitzer Straße.

„Wann sehe ich dich wieder, Kurt? Schon morgen, nicht wahr! Sag' doch ja, Kurt, sag' ja!" — —

Mit zusammengebissenen Zähnen sah der Mann auf das schöne Mädchen in dem stumpfen, schwarzen Kleid mit dem köstlichen Duft von Jugend und müdem Reiz.

„Ja, morgen!“ sagte er dann leise.

Das konnte nicht länger mit ihm so weitergehen, wenn er nicht den letzten Rest von Selbstzucht verlieren sollte.

Heute abend noch wollte er Ellen Walden vom Theater abholen und mit ihr ein Ende machen, sich aus der Verstrickung dieser doppelten Lüge wieder in reinere, freiere Sphäre der Wahrheit erheben.

Es war ihm plötzlich, als sei er aus einem wüsten Traum erwacht und nun zerstoben die bunten Bilder seiner aufgeregten Phantasie wie Nebelschleier vor der Klarheit der aufgehenden Sonne.

In leidenschaftlicher Aufwallung zog er die bebende junge Gestalt noch einmal in seine Arme und küßte sie lange, bis seine Lippen erlahmten.

„Gute Nacht, Lotte!“

„Gute Nacht!“

Ein letzter, flüchtiger Händedruck, kaum fühlbar durch das feine Leder des Handschuhs.

Dann sank die Tür hinter dem Mädchen schwer ins Schloß. —

„Nun Anna, haben Sie in meiner Abwesenheit gut das Haus gehütet? Wie geht es meiner Schwester?“

Lotte war vor den großen Ankleidespiegel des Entrees getreten und zog die Nadeln aus ihrem kleinen, englischen Hut.

„Es ist alles in bester Ordnung!“ rapportierte das flinke Stubenmädchen. „Der Herr Geheimrat war kurz vor acht noch einmal zur Abendvisite und hat sich, wie mir die Krankenschwester sagte, sehr günstig über das Befinden des gnädigen Fräuleins ausgesprochen! Sonst hat nur die gnädige Frau nach dem gnädigen Fräulein gefragt. Der junge Herr ist vor einer halben Stunde gekommen!“

„Mein Bruder?“

Ein Ton befremdeten Erstaunens klang durch Lottes Stimme, doch sie unterdrückte eine weitere Bemerkung und nahm sogleich ihren Weg zum Zimmer der Schwester.

(Fortsetzung folgt.)

Das neue, billige Kleid.

Humoreske von Otto Goldmann.

Eine Frau, die selbst schneidert, ist dem Gatten eine Quelle unerschöpflicher Ersparnisse. Nur Lieblose können dies bestreiten.

Irma war eine solche Frau.

Im Büro klingelte das Telephon. Gegen Mittag, wo jeder Geschäftsmann Zeit für Privatgespräche hat.

Es ist Irma. „Verzeih, Arthur, ich bin eben im Kaufhaus. Aber ich wollte nicht ohne Dich . . .“

Aha, das bedeutet entweder einen neuen Hut, ein Paar Schuhe oder . . .

„Es ist ein ganz entzückender Voile. Spottbillig! Der Meter nur siebzig Pfennig. Ich könnte ein ganzes Kleid für ein paar Mark haben.“

„'n fertiges Kleid? Wird n' schöner Schund sein!“

„Nur der Stoff. Aber Du weißt, ich mache ja alles selbst. Denk Dir, zart blau geblümter Voile! Ich habe ihn mir erst mal angesehen, Du brauchst keine Angst zu haben. Wir können ja heute Nachmittag darüber sprechen.“

„Kindchen, da brauchst Du mich doch jetzt nicht anzurufen.“

„Du . . . (Pause) . . . ich hab den Stoff gleich genommen. So billig komme ich niiiie wieder zu einem Kleid!“

„Du sagtest aber vorhin . . .“

„Nun ja, bezahlt ist er noch nicht. Ich kann den Kassenzettel ruhig verfallen lassen.“

Aus irgend einem Grunde reißt die Verbindung ab. —

Nachmittag. Arthur zerstreut: „Ich sollte mit Dir doch in die Stadt. Wegen irgend etwas zart karriertem . . .“

Irma nestelt strahlend ein Paket auf. „Ich habe ihn gleich mitgebracht, den Voile. Du hättest nur sehen sollen, wie wild deshalb die Frauen um mich waren. Der letzte Rest! Beinah aus den Händen gerissen hätten sie ihn mir. Besonders als der Geschäftsführer plötzlich behauptete, der Stoff sei aus Versehen zu billig ausgezeichnet. Mit dem Einkaufspreis.“

Merkwürdig, diese häufigen Versehen! Und immer hat Irma das Glück. Eigentlich müßte das Kaufhaus längst bankerott sein.

Arthur kennt die Sache mit dem Preis.

Am Telephon war der Meter siebzig Pfennig.

Bei Irmas Abrechnung am Abend sagt sie vorwurfsvoll: „Siebzig Pfennig? Da hast Du nicht recht hingehört! Wie so oft. Ich sagte Dir laut und deutlich: eine Mark siebzig Pfennig.“

Den neidischen Freundinnen gegenüber sind es nur eine Mark und zehn Pfennig.

Aber auf dem Kassenzettel steht zwei Mark siebzig Pfennig. (Kassenzettel soll man immer auf der Straße wegwerfen.)

Aber seit Beschaffung der Schürze im Paradies hat sich Eva sooo viele verschiedene Preise merken müssen! —

Die ganze Nacht hindurch wird das neue Kleid geschneidert. Gegen zwei Uhr wacht Arthur auf. Irma steht tränenüberströmt an seinem Bett:

„Oh, Arthur . . . ich habe den Stoff zu knapp berechnet! Es fehlt ein halber Meter.“

„Pech! Grad wo es ein Rest war!“ —

Am nächsten Mittag kehrt Irma strahlend aus der Stadt zurück.

Arthur fragt nicht. Er weiß Bescheid. Reste sind nie Reste.

Am Abend ist das Kleid fertig.

Arthur schwört wie üblich, daß es viiiel besser sitzt, als ein fertig gekauftes oder gar für ein Sündengeld von der Schneiderin gemachtes.

„Und nicht wahr, soooo billig!“

Später findet Arthur im Wirtschaftsbuch: „Siebenunddreißig Mark und fünfundsiebzig für Zutaten.“

„Recht teure Suppenzutaten, Kindchen!“

„Suppenzutaten? Ich brauchte doch noch einige Kleinigkeiten für das Kleid. Oder denkst Du, man kann einen Stoff um den Leib schlingen ohne Knöpfe, Haken, Oesen? Auch brauchte ich einen Schnitt, zwei Meter Besatz und so.“

Und so. Da hat sie ganz recht.

Zum Beispiel mit dem Hut . . .

Doch Irma dachte homöopathisch. Sie steht vor dem Spiegel im Schlafzimmer, probiert die alten Hüte auf. Einen nach dem anderen.

„Ich weiß nicht recht, Arthur . . . Aber siehst Du nicht selbst ein, daß dem blaugeblümten Voile . . .“

Arthur nickt. Neben dem Spiegel steht schon griffbereit ein Karton, den er noch nicht kennt. Aber den Inhalt ahnt er.

Richtig: „Ich kann den entzückenden neuen Hut jederzeit zurückgeben. Ich wollte ihn nur zu Hause mal aufprobieren,“ sagte Irma träumerisch.

Und so.

Am dritten Tag wird der zum Kleide passende Mantel von einem Boten gebracht.

Am vierten der Schirm, am fünften die neuen Schuhe . . . und so weiter.

Aber das Kleid, das blauzeblümte, selbstgeschneiderte, ist wirklich faaabelhaft billig!

Nur Lieblose können dies bestreiten.

Thomas Kaiser und die Ehe.

Von Wilhelmine Baltinester.

Thomas Kaiser hatte zwei Übel auf die Welt mitbekommen: krankhaftes Mißtrauen gegen seine Mitmenschen und Neigung zu Schnupfenfieber. Er stand an jenem Wendepunkte des Lebens, wo man notgedrungen ans Heiraten denkt, weil die eintönige Gasthauskost und die zerrissenen Strümpfe immer lästiger werden.

Heiraten und verunglücken bedeutete für Thomas Kaiser ungefähr dasselbe. Er mißtraute allen Menschen, den Frauen am meisten. Aber es mußte sein! Ein Schnupfen, der diesmal hartnäckig war, brachte seinen heldenmütigen Eheplan vollends zur Reife. Denn es ist fatal, ohne jede Pflege dazuliegen, ohne sorgsam zubereiteten Lindenblütentee, ohne mollige Suppe, ohne zärtliche Pfötchen, die linde streicheln — wenn man auch weiß, daß sie dabei die Krallen einziehen.

Als seine bösartige Nase wieder gesellschaftsfähig war, reiste er in ein benachbartes Städtchen, wo die Frau eines Freundes ihm eine geeignete Partnerin für dies tückische Jammertal, das sich Leben nennt, suchen wollte.

Am ersten Nachmittage lud die hilfreiche Dame eine Brünette ein, die flackernde Augen hatte, viel und lustig sprach und eigentlich reizend war.

Am zweiten Tage fand Thomas Kaiser eine blonde Ma-

donna am Teetisch. Sie hatte ein sanftes Wesen, sprach wenig und sehr leise, ganz Blümchen „Rühr-mich-nicht-an“.

Eigentlich gefielen Thomas beide. Nur hatte er den Eindruck, daß die kleine Madonna sich eher dazu eignen würde, ihn bei Schnupfenanfällen zu pflegen; denn Thomas Kaiser wählte ja eigentlich die Gefährtin seines Lebens nur im Hinblick auf seine leidende Nase. Die braune aber war eine tolle Hexe mit allerdings prächtigen Augen, die ihm nicht aus dem Sinn wollten. Thomas Kaiser ertappte sich dabei, daß er sich zugleich in zwei Mädchen verliebt hatte.

Doch war seine Liebe von Mißtrauen nicht frei. Er bezweifelte die Anpassungsfähigkeit der Braunen und mißtraute der Lebenslust der Blonden, ja er befürchtete, an der Seite dieses stillen Geschöpfes ein Leben verbringen zu müssen, das einer ungesalzenen Suppe ähnlich wäre. Thomas Kaiser focht den schwersten Kampf seines Lebens. Im Grunde genommen hätte er gern beide geheiratet und beklagte das Schicksal, das ihn zu einem gesitteten Mitteleuropäer und nicht zu einem flotten Türken gemacht hatte.

Die Braune war nicht für lange Wartezeit eingenommen. Sie wagte einen Sturm auf die Festung, indem sie auf einen anderen, heißblütigen Anbeter anspielte, den man allerdings nicht zu sehen bekam. Die Blonde wartete stillergeben, nur ihre unverfälscht himmelblauen Augen hingen zärtlich und vorwurfsvoll an dem zögernden Freier.

Und wie alle Feiglinge im Reiche der Liebe — floh Thomas Kaiser dem Schauplatz seiner Herzenskämpfe. Daheim wollte er ruhig über die beiden Mädchen nachdenken.

Nach drei Monaten reiflicher Überlegung entschloß er sich, sein Schicksal dadurch zu entscheiden, daß er an beide jungen Damen zugleich schrieb und diejenige um ihre Hand bitten wollte, welche ihm früher antwortete.

Die Briefe der beiden flogen ihm zugleich ins Haus. Beide enthielten — gedruckte Vermählungsanzeigen, weiter nichts.

Im Zorn über seine verfehlte Spekulation rannte Thomas Kaiser düsteren Herzens in den dunklen Abend hinaus, um sich durch einen langen Spaziergang zu beruhigen. Ein Umstand, dem ihm seine, an Rücksicht gewöhnte Nase, im Hinblick auf die feuchte Witterung, gewaltig übelnahm. Heimgekehrt, bekam er einen Schnupfen von solcher Zähigkeit und Tücke, wie er ihn in den vierzig Jahren seines Erdenwandelns nie erlebt hatte.

Die gute Frau seines Freundes aus der Nachbarstadt sandte ihm eine Pflegerin ans Krankenlager, eine „liebe, nahe Verwandte“. Diese ließ zuerst einmal die Vorhänge herab, um seine Augen vor der schmerzhaften Einwirkung des Tageslichtes zu behüten, und dann empfand Thomas Kaiser alle Süßigkeiten weiblicher Pflege: sorgsam bereiteten Lindenblütentee, mollige Suppen, zärtliche Pfötchen, die linde streicheln ...

Und in der zweiten Woche dieser köstlichen Zeit faßte er die Hand seiner Pflegerin und bat zärtlich um ihr Ja.

Als er wieder genas und die dichten Vorhänge zum erstenmal aufgezogen wurden, war er arg enttäuscht. Sein Engel war nicht schön, nicht einmal hübsch, geschweige denn jung ... Aber es war geschehen! Thomas Kaiser ging mit Mannesmut den bitteren Weg zum Altar, ging wie ein großer Sünder, der zum Tode verurteilt ist und dennoch edle Haltung bewahrt.

Bald genug ward sein Mißtrauen bestätigt, und aus den zärtlichen Pfötchen, die linde streicheln konnten, blickten spitz und scharf die Krallen hervor ... Und schmerzhaft quälte ihn der Traum von einem braunen und einem blonden, verlorenen Glück ....

Wie Mark Twain „opferte“.

Wie man einer guten Sache durch eine, wenn auch wohlmeinende, so doch ungeschickte Propaganda schaden kann, davon weiß der große amerikanische Humorist Mark Twain, dessen 90. Geburtstag sich am 30. November jährt, eine spaßige Geschichte aus seinem eigenen Leben zu erzählen. Als er eines Sonntags in die Kirche ging, fing der Pfarrer an, von einem Manne zu erzählen, dem es schlecht gehe und für den er hernach die Sammelbüchse herumgehen lassen werde. Mark Twain griff sofort in die Tasche und holte 2 Cents heraus. Der Prediger erzählt nun, in wie elenden Verhältnissen dieser Mann namens Miller wohne, und der Dichter nahm statt der 2 Cents 5 Cents in die Hand. Dann kam der Pfarrer auf die Nahrungssorgen des Mr. Miller zu sprechen, was Mark Twain veranlaßte, auch die 5 Cents zurückzulegen und 10 Cents bereitzuhalten. Und als gar von der Kanzel herab der ganze Jammer der darbenden Familie geschildert wurde, da steckte Twain auch die 10 Cents ein und hielt ein 50-Cent-Stück bereit. Wie aber der Geistliche immer weiter die Not des Mannes und seiner Angehörigen klarlegte und sich dabei in Wiederholungen des bereits Gesagten erging, da dachte Mark Twain darüber nach, daß 25 Cents eigentlich auch ausreichend wären und die andere Hälfte der arme Topfflicker kriegen könnte, der sich unter dem Dache ihm gegenüber auch elend abschinden müsse. So legte er das 50-Cent-Stück wieder fort und nahm 25 Cents heraus.

Auch dabei blieb es nicht. Der Kanzelredner sprach so endlos über die Not der armen Familie Miller, daß den meisten Leuten vor Müdigkeit die Köpfe herabhingen. Mark Twain aber dachte, so groß könne die Not kaum sein, denn sonst hätten die Leute während der langen Werberede schon verhungert sein müssen. Wenn's so lange Zeit habe, bis die Büchse herumgehe, dann täten's 10 und schließlich auch 5 Cents. Und als endlich die Büchse wirklich herumging, und der Pfarrer sagte, jetzt sei der Moment gekommen, wo jeder sein Opfer auf den Altar der Wohltätigkeit niederlegen solle, und wenn's auch nur ein Cent wäre, da warf Twain das Doppelte, zwei Cents in den Behälter.

Der amerikanische Humorist hat mit dieser heiteren Episode gezeigt, daß es auch beim Werben für den wohltätigen Zweck heißen muß, man soll das Eisen schmieden, solange es heiß ist. A. J.

▫▫ Bunte Chronik ▫▫

* **Beredte Statistik.** Aus einer soeben veröffentlichten amtlichen Neuyorker Statistik geht hervor, daß seit Einführung des Alkoholverbot-Gesetzes über 150 000 Personen wegen Verletzung des Gesetzes zu Gefängnisstrafen von zusammen 12 000 Jahren und zu Geldstrafen von über 30 Millionen Dollar verurteilt wurden. Die Behörde hat jetzt auch die Herstellung von Fruchtweinen für den eigenen Gebrauch verboten.

*

* **Ein Autogespenst.** An einem Nachmittag konnten die Pariser ein seltsames Schauspiel beobachten. Ein kleines Automobil fuhr hier elegant und in schneller Fahrt seine Straße, ohne daß man am Steuer oder im Innern des Wagens auch nur den Schatten eines Menschen zu erblicken vermochte. Das führerlose Fahrzeug beobachtete mit erstaunlicher Genauigkeit alle Bestimmungen der Straßenverkehrsordnung. Es hielt gehorsam, wenn der diensttuende Polizist den weißen Stab hob, kurz, es war klar, daß die Maschine mit der Verkehrsordnung genau Bescheid wußte. Das rätselhafte Auto durchquerte so ganz Paris und machte schließlich vor einer Automobilfabrik im Vorort Billancourt halt. Die Passanten glaubten nichts anderes, als daß es sich hier um eine Versuchsfahrt eines von Hertzschen Wellen gelenkten Autos handle, von dem des öfteren bereits die Rede gewesen war. In Wahrheit hatte man es aber hier mit einem geschickt ausgeführten Trick zu tun. Im hinteren Teil der Karosserie des kleinen Wagens war nämlich der Chauffeur verborgen, der mit den Füßen die Bremsen bediente und mit den Händen einen Griff betätigte, der mit dem Steuer des Wagens verbunden war. Eine Spiegelscheibe, die über dem verborgenen Führerstand angebracht war, gestattete dem unsichtbaren Chauffeur, die Fahrbahn zu überblicken, ohne selbst von außen gesehen zu werden.

▫▫ Lustige Rundschau ▫▫

* **Frau Raffke und die Literatur.** Schriftsteller: „Jetzt werde ich den Herrschaften einige Verse von altgriechischen Dichtern vortragen!“ Frau Raffke: „Ach ja, bitte, 'n paar Achillesverse!“

*

* **Eigenlob.** Ein Tabakfabrikant setzte auf seine Pakete das Motto: „Dieser Tabak lobt sich selber.“ Da sprach ein Käufer sarkastisch: „Dann kann ich ihn nicht brauchen, denn Eigenlob stinkt.“

*

* **Der Weihnachtswunsch.** „Sag' mal, Rudi, wünschst du dir zu Weihnachten ein Brüderchen oder ein Schwesterchen?“ — „Ach, Papa, wenn ich mir's wünschen darf, möcht' ich lieber ein kleines Karnikel.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.